



**HARALD GÖRLICH**

**Kellerkind  
und Kaiserkrone**

*Der Aufstieg des Bruno Kohler*

Original

**GMEINER**



STUTTGART

**HARALD GÖRLICH**  
Kellerkind und Kaiserkrone

## AUFSTIEG AUS NIEDERSTEM STAND Stuttgart um 1848.

Bruno Kohler wächst in ärmlichen Verhältnissen bei seiner Mutter auf. In der Armenschule wird er vom Lehrer schikaniert, weil er der Sohn eines »Aufständischen« ist. Alles ändert sich, als er einem jüdischen Jungen das Leben rettet. Er wird von dessen Vater, dem reichen Stuttgarter Kaufmann Hirsch, der seine Begabung erkennt, gefördert. Es beginnt ein märchenhafter Aufstieg: gemeinsam mit Benjamin Hirsch, seinem besten Freund, studiert er in Berlin, findet Zugang ins Bankhaus von Gerson von Bleichröder. Er kommt in Berührung mit Berliner Geistesgrößen, lernt angesehene Wirtschaftskreise kennen und wird schließlich sogar mit Bismarck bekannt. Auch privat scheint er in einer Bäckerstochter seine große Liebe gefunden zu haben. Doch das Schicksal schlägt unerbittlich zu. Als bald wirft der deutsch-französische Krieg seine Lebenspläne über den Haufen. In Versailles verliebt er sich ausgerechnet in eine Französin und muss hierfür einen hohen Preis zahlen ...



*Harald Görlich, Jahrgang 1955, promovierte an der Universität Mannheim mit einer Arbeit über die Geschichte der Handelsschulen in Stuttgart und Württemberg. Heute ist er Direktor eines Studienseminars in Weingarten/Oberschwaben und lebt mit seiner Familie im Landkreis Göppingen. »Kellerkind und Kaiserkrone« ist sein erster Roman im Gmeiner-Verlag.*

**HARALD GÖRLICH**

Kellerkind und  
Kaiserkrone

*Historischer Roman*

*Original*



**GMEINER**

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.gmeiner-verlag.de](http://www.gmeiner-verlag.de)

© 2012 – Gmeiner-Verlag GmbH  
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch  
Telefon 07575/2095-0  
[info@gmeiner-verlag.de](mailto:info@gmeiner-verlag.de)  
Alle Rechte vorbehalten  
1. Auflage 2012

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd  
Herstellung: Julia Franze

Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart  
unter Verwendung des Bildes »Die Andacht des Großvaters«  
von Albert Anker; [http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Anker-\\_](http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Anker-_Die_Andacht_des_Grossvaters_1893.jpg?uselang=de)

[Die\\_Andacht\\_des\\_Grossvaters\\_1893.jpg?uselang=de](http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Anker-_Die_Andacht_des_Grossvaters_1893.jpg?uselang=de)  
Druck: Bercker Graphischer Betrieb GmbH & Co. KG, Kevelaer  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-8392-3859-2

Für Carina – mit liebevollem Lächeln



## Prolog

DER SCHLAG TRAF ihn völlig unvorbereitet. Sofort schossen ihm Tränen in die Augen. Vom Schmerz überwältigt, konnte er ein gequältes Aufstöhnen nicht unterdrücken. Reflexartig war seine Hand zum Nacken gezuckt, wo die Weidenrute so unvermittelt seine Haut aufgerissen hatte. Er spürte das warme, klebrige Gefühl des austretenden Blutes. Die Wunde brannte, und die Tränen ließen sich trotz aller Anstrengung nicht zurückhalten. Verschwommen nahm er durch den Schleier vor seinen Augen seine Klassenkameraden wahr. Einige von ihnen grinsten und freuten sich augenscheinlich über die ihm widerfahrene Pein – eine weitere Demütigung für den kleinen Jungen, der in der letzten Bank sitzen musste. Vor ihm stand sein Lehrer. Wiesner lächelte ihn böse an, strich dabei fast zärtlich über die Rute, mit der er ungeheuerlich gemein zugeschlagen hatte. Mit voller Wucht war sie von hinten auf den Kinderhals niedergeknallt. Fast sah es so aus, als würde der Lehrer die Rute für den Dienst loben, den sie ihm soeben erwiesen hatte.

Vater hilf mir, hilf mir, bitte!, flehte der Junge in Gedanken. Er konnte gar nicht verstehen, was mit ihm geschah. Mit einem einzigen, scharfen Kommando brachte in diesem Augenblick Wiesner die Klasse zur Ruhe. Niemand wagte mehr ein Lachen, alle warteten nur noch gespannt, was als Nächstes folgen würde. Wiesner blickte den Jungen mit gehässigem Lächeln an. Sein spitzes Gesicht, das so gar nicht zu seinem fülligen Körper passen wollte, beugte sich zu ihm hinunter. Weil es ganz still war, empfand der

Junge sein leises Schluchzen als besonders peinlich. Alle sahen, dass er weinte. Er schämte sich dafür und senkte den Kopf.

»Schau mich gefälligst an, wenn ich mich mit dir befasse«, sprach Wiesner mit zischend leiser Stimme. Dabei hielt er die Weidenrute unter das Kinn des Jungen und tätschelte mit ihr leicht dagegen. Der Junge schaute auf, die Hand immer noch auf den schmerzenden Nacken gedrückt. Mit einer fast sanft klingenden Stimme fragte nun Wiesner:

»Mein lieber Junge! Ist dir klar, weshalb ich dich bestrafen musste?« Der Junge fürchtete sich. Er war sich keines Vergehens bewusst und schüttelte leicht den Kopf. Das verärgerte den Lehrer, der anfang, ihn mit der Rute zu stoßen.

»Unser Bruno weiß es nicht! Er weiß es anscheinend nicht!« Zur Klasse gewandt fragte er: »Na, wer von euch kann es ihm erklären?«

Die Buben rührten sich nicht. Tatsächlich konnte keiner einen Grund angeben. Sie schwiegen. Einige von ihnen waren sich in diesem Augenblick durchaus im Klaren, dass einer von ihnen ungerecht behandelt worden war. Und dabei geschah dies Bruno nicht zum ersten Mal. Sie erlebten dieses Schauspiel fast schon das ganze Jahr über. Wiesner hasste Bruno. Und er ließ es sich nicht nehmen, seinen Hass in aller Regelmäßigkeit auszuleben. Heute war er besonders brutal vorgegangen. Der Schulmeister hatte – seine Klasse aufmerksam beobachtend – an der Rückwand des Klassenzimmers gelehnt. Dann war er, die Rute sachte auf seine Hand schlagend, Schritt für Schritt auf Brunos Platz zugegangen. Völlig überraschend hatte Wiesner dann ausgeholt und die Rute von oben auf

Brunos Hals niedersausen lassen. Es klatschte hässlich, als der elastische Stock die Haut und das Fleisch getroffen hatte.

»Du bist nicht gerade gesessen, Bruno!«, hörten sie Wiesner sagen, der dabei mit einem leichten Kopfschütteln ihren Mitschüler ansah. »Und du weißt doch: Es ist in deinem Fall ganz, ganz wichtig, dir Haltung beizubringen. Sonst missrätst du wie dein Vater. Und das möchtest du doch keinesfalls, oder?«

Da war wieder die Anspielung auf seinen Vater, die sich Bruno schon so oft anhören musste. Bruno war neun Jahre alt, sein Vater bereits seit über einem Jahr tot. Wie sehr er ihn vermisste! Kein Tag verging, an dem Bruno nicht an ihn dachte. Peter Kohler, sein Vater, hatte sich gegen den König erhoben, so versuchte ihm seine Mutter zu erklären, weshalb er nicht mehr bei ihnen war. Und in der Tat hatte sich Peter Kohler in den Revolutionsjahren 1848 und 1849 als überzeugter Republikaner auf die Seite der Aufständischen gestellt. Er war mit Überzeugung für die demokratische Sache eingestanden. Als die Revolution zusammenbrach, kämpfte er Seite an Seite mit den badi-schen Revolutionären gegen die Preußen. Bei der Schlacht von Rastatt musste er gestorben sein, soviel wusste sein Sohn. Seither sagten alle, er wäre das Kind eines Revoluz-ers. Lehrer und Pfarrer erklärten, gerade er dürfe nicht geschont werden. Zwar zählte man bereits das Jahr 1850, aber die Demütigungen hatten ständig zugenommen. Der schlimmste Peiniger von allen war zweifellos Ernst Wiesner, sein bössartiger Lehrer, der ihn jede Woche mit sadis-tischer Lust quälte.

Unvermittelt ließ Wiesner von ihm ab und holte einen anderen Jungen an die alte Tafel. Er tat, als wäre nichts geschehen. Bruno dachte derweil an seinen Vater. Damit lenkte er sich auch von seinen Schmerzen ab, ja, er spürte dabei etwas Beruhigendes. Sie konnten über seinen Vater erzählen, was sie wollten. Vielleicht hatte er sich wirklich gegen den König erhoben. Aber das zählte für ihn nicht. Mit Wehmut erinnerte er sich an seinen liebevollen Vater. Er sah ihn vor sich. Verschiedene Bilder wechselten sich ab. Dann kam ihm wie so oft der Tag in den Sinn, an dem sein Vater sehr ernst mit seiner Mutter gesprochen hatte. Die Mutter weinte. Bevor sein Vater wegging, streichelte er erst sie, dann ihn. Mit einem Lächeln, das eigenartig traurig wirkte, war er schließlich zur Tür gegangen. Dort drehte er sich noch einmal um, nickte ihnen zu und hob zum Abschied grüßend die Hand. Das war das Letzte, was Bruno von seinem Vater gesehen hatte. Er sollte niemals zurückkehren.

## Der Vater

1841 – 1849

### I

DIE RESIDENZSTADT VON KÖNIG WILHELM I. war noch ausgesprochen kleinstädtisch geprägt. Stuttgart zählte kaum fünfzigtausend Einwohner. Das Königreich Württemberg bot den Menschen nur eher bescheidene Erwerbsmöglichkeiten. Viele Menschen verließen deshalb das Land, wanderten nach Amerika aus und hofften dort auf ein besseres Leben. Auch Peter Kohler überlegte seit geraumer Zeit, ob er nicht in die Neue Welt aufbrechen sollte. Er hatte in der Sonntagsschule zwar nur Lesen, Rechnen und Schreiben gelernt, doch galt er als kluger Kopf. Wie etliche andere, fühlte er sich eingeengt und ohne Chance auf ein Vorankommen. Auch der Transportunternehmer Schnitzler, bei dem er in Lohn und Brot stand, wusste nur zu gut um seine Fähigkeiten, die ungenutzt brachlagen. Zudem schätzte er Peter Kohlers Zuverlässigkeit und seinen Fleiß. Deshalb sah Schnitzler ihm auch manche Äußerung nach, mit der er immer wieder einmal aneckte. Peter Kohler sprach nicht selten allzu offen aus, was er dachte. Sein kritischer Geist prangerte dabei sowohl die wirtschaftlichen Zustände als auch die politischen Verhältnisse an. Allzu rasch konnte man dafür allerdings im Kerker landen. Nur weil Schnitzler selbst liberalem Gedankengut nahe stand, war Peter bisher davongekommen. Einmal hatte ihn ein Tagelöhner bei

der Polizei angeschwärzt. Dort musste er sich dann dafür rechtfertigen, dass er über den Bau des Wilhelmspalais gemeckert und die fürstliche Geldverschwendung angekreidet hatte. Mit dem Palais wollte König Wilhelm einen überaus ansehnlichen städtebaulichen Akzent setzen, der jedoch enorme Steuergelder verschlang. Peter war jeden Tag an der Baustelle vorbeigekommen. Die kleine Kellerwohnung, die ihm und seiner Frau zur Verfügung stand, lag keine dreihundert Meter entfernt. Auf dem Weg zur Arbeit konnte er Tag für Tag die Baufortschritte bis zur Fertigstellung im Jahr 1840 verfolgen. Er stand jeden Morgen kurz nach vier Uhr auf, um gegen sechs Uhr an seiner Arbeitsstelle in Cannstatt sein zu können. Dort war er zuständig für das Entladen der Kohlefrachtkähne. Peter mochte Schnitzler. Vor allem konnte er ihm vertrauen. Der Fuhrunternehmer ließ selbst hin und wieder anklingen, dass es an der Zeit sei, die Herrschaft eines Monarchen durch eine ordentliche Volksvertretung einzuschränken. Doch Schnitzler hatte ihm bei derartigen Gelegenheiten auch immer wieder zu großer Vorsicht geraten. Allzu rasch konnte man sich mit einer unbedachten Äußerung den Mund verbrennen. Peter Kohler wurde bei solchen Gelegenheiten noch mehr in seinen Auswanderungsgedanken bestärkt. Immer wieder hörte er von dem Glück, das so mancher, der nach Amerika ausgewandert war, gemacht haben sollte. Zwar konnte selten jemand diese Meldungen bestätigen. Wie jeder andere, der vom großen Glück in der anderen Welt träumte, glaubte aber auch Peter an ein besseres Leben in Amerika. Seine fünf Jahre jüngere Frau Magdalena, mit der er gerade erst ihren zweiundzwanzigsten Geburtstag gefeiert hatte, wollte zunächst von den Amerikaplänen gar nichts wissen. Ja, sie sträubte sich regelrecht dagegen. Trotz ihrer ärmlichen

Lebensverhältnisse hing sie an Stuttgart und ihrer schwäbischen Heimat. Zudem hatte sie eine gewaltige Furcht vor dem Abenteuer, das sie in ein neues, unbekanntes, gar wildes Land führen würde.

»In Amerika sind alle Menschen gleich, und jeder ist seines Glückes Schmied«, begann Peter Kohler in einer Samstagnacht das Gespräch mit seiner Frau. Er lag mit ihr bereits unter der Decke in dem aus Strohmatten hergerichteten Bett. Peter genoss wie schon so oft die Wärme, die der Körper seiner Frau ausstrahlte. Er streichelte und liebte sie, doch verspürte er eine gewisse Abwehrhaltung. Magdalena hatte ihren Kopf von ihm weggedreht. Er wusste dieses Zeichen zu deuten. Sie war dann nicht bereit für sein Liebeswerben. Heute konnte er sein Verlangen ohne große Mühe beherrschen. Amerika ging ihm ständig durch den Kopf. So redete er in einem fort über das Land der unbegrenzten Möglichkeiten.

»Wir könnten zum Beispiel ein eigenes Transportgeschäft eröffnen«, träumte er laut vor sich hin. »Stell dir vor! Wir arbeiten hart, aber ich werde dabei mein eigener Herr sein. Ein Haus würden wir uns bauen können. Ein eigenes Haus! Vielleicht mit einem kleinen Garten. Alle unsere Anstrengungen würden sich für uns lohnen. Was wäre das für eine Zukunft!«

Doch seine Frau reagierte nicht. Auch das war etwas ungewöhnlich, hatte sie sich doch in letzter Zeit ein wenig auf seine Träumereien eingelassen. Seither hoffte er mehr und mehr, sie für seine Pläne gewinnen zu können. Ein klein wenig ernüchterte ihn deshalb Magdalenas Haltung in dieser Nacht. Er wollte aber noch nicht aufgeben und unternahm einen zweiten Anlauf.

»Mit einer eigenen Kutsche werde ich dich sonntags durch die Stadt fahren. Und dabei wirst du ein schönes Kleid tragen. Du wirst schon sehen, wir werden es uns leisten können. Du hast längstens hübsche Kleider verdient, so schön wie du bist.« Peter schmeichelte seiner Frau. »Und es geht dabei nicht nur um unsere eigene Zukunft«, fuhr er fort. »Denke einmal an unsere Kinder. Auch sie werden es dann besser haben. Was können wir uns mehr wünschen, als dass sie in einer besseren Welt groß werden?«

Doch kaum hatte er seine Frage beendet, bemerkte er verwirrt ein Seufzen bei seiner Frau. Sie schien gar zu weinen. Erschrocken richtete er sich auf. Es war stockdunkel in dem Raum, sparten sie sich doch das Kerzenlicht für ganz seltene Augenblicke auf.

»Was ist? Was ist mit dir?«

Magdalena drehte sich zu ihm um. Er wollte sie sogleich trösten. »Tut dir etwas weh? Hast du Schmerzen?« Trotz der Dunkelheit entging ihm nicht das leichte Kopfschütteln. Er sprang nun auf, tastete sich zum nahe stehenden Tischchen und griff nach der Kerze. Schließlich konnte er sie anzünden. Seine Frau saß im Bett. Auf ihre Arme gestützt weinte sie leise mit gesenktem Kopf. Peter Kohlers Nervosität nahm zu. Mit einem ungunen Gefühl setzte er sich zu seiner Frau. Er wollte gerade noch einmal fragen, was ihr fehle, da kam sie ihm zuvor.

»Weißt du, Peter«, begann sie, »ich hätte dir so gern die Reise nach Amerika gegönnt.« Innerlich reagierte Peter mit Enttäuschung auf diese Worte. Hatte er doch gehofft, nein, er war sich in letzter Zeit sogar sicher gewesen, dass Magdalena doch noch mit ihm nach Amerika aufbrechen würde. Leise sprach seine Frau weiter.

»Vielleicht müssen wir die Reise nur ein wenig verschieben. Vielleicht geht es später, in zwei, drei Jahren.«

Peter blickte sie verwundert an. Er konnte sich keinen Reim auf ihre Worte machen.

»Peter, lieber Peter!« Magdalena fasste ihn an der Hand. Sie führte seine Hand zu ihrem Bauch und drückte sie sanft dagegen.

»Peter, wir werden bald einen Sohn oder eine Tochter haben.« Sie hätte es nicht sagen müssen. Peter Kohler hat es in dem Moment gewusst, als sie seine Hand auf ihren Bauch gelegt und ihn auf eigenartige Weise angeschaut hatte. Ihm war ganz heiß dabei geworden. Jetzt strahlte er sie an. Amerika spielte in diesem Augenblick keine Rolle mehr. Er umarmte seine Magdalena, drückte sie an sich und kämpfte mit den Tränen.

»Amerika kann warten«, sagte er leise. Er küsste seine Frau erst auf den Mund, dann auf die Stirn. »Ich werde ein guter Vater sein, Magdalena. Bestimmt! Ein guter Vater.«

Davon war sie überzeugt. Trotzdem hatte sie sich davor gefürchtet, ihm von der Schwangerschaft zu erzählen. Sie wusste, dass damit der große Traum erst einmal nicht zu erfüllen war. Ihre Sorge, ihr Mann könnte enttäuscht reagieren, war aber völlig unbegründet gewesen. Peter Kohler freute sich über alle Maßen.

2

Gegen halb elf Uhr morgens erschrak Magdalena heftig. Ihr Mann saß neben ihr auf dem Bett, er lächelte. Sie rechneten jetzt jede Stunde mit dem Einsetzen der Wehen.

»Drei Kanonenschüsse! Der Festzug setzt sich nun in Bewegung.«

An diesem Tag, man schrieb den 28. September 1841, sollten am späten Vormittag die Wehen beginnen. Es war der Tag des fünfundzwanzigsten Regierungsjubiläums von König Wilhelm I. Die ganze Stadt war auf den Beinen. Allein der Festzug umfasste mehr als zehntausend Personen. Zudem hatten sich mehr als zweihunderttausend Menschen in Stuttgart eingefunden. Eine geradezu riesige Zahl! Der Lärm, der von draußen in das Zimmer im Erdgeschoss des noch aus Holz gebauten Hauses in der Canalstraße drang, war deshalb gewaltig. Peter Kohler konnte leicht auf das Spektakel verzichten. Schon seit etlichen Jahren war er mit der Fürstenherrschaft nicht mehr einverstanden. Seiner Meinung nach sollte endlich das Volk selbst bestimmen dürfen. Dass dieses Volk nun zu Tausenden dem König huldigte und ihn bejubelte, konnte er gar nicht verstehen.

Magdalena hielt sich den Bauch. Sie stöhnte zum wiederholten Male auf. Die Wehen wurden heftiger.

»Wo sie nur bleibt?«, Peter dachte an die nebenan wohnende Dienstmagd, mit der sie sich so gut verstanden. Schon vor zwei Stunden war sie losgeschickt worden, um die Hebamme zu holen, die nicht weit entfernt gleich hinter der Leonhardskirche ein heruntergekommenes Häuschen besaß.

»Wenn Lisbeth nicht bald zurückkommt, gehe ich selbst los und schaue nach der Hebamme.« Kaum hatte er den Satz beendet, stürzte Lisbeth ins Zimmer.

Ziemlich außer Atem und mit einem von der Anstrengung geröteten Gesicht erklärte sie aufgeregt, sie könne

die Hebamme nicht finden. Peter wurde immer nervöser. Wahrscheinlich hielt sich die Hebamme beim Festzug auf. Er machte sich Sorgen wegen der bevorstehenden Geburt, wusste er doch nicht, wie er sich dabei verhalten sollte.

»Sei so gut, Lisbeth. Versuche es drüben beim Schloss noch einmal. Und schaue vorher bei Dr. Mussler vorbei. Wenn wir Glück haben, ist er vielleicht zu Hause.« Zwar mochte er den Armenarzt des Viertels nicht besonders, da dieser Arzt wirklich grob mit seinen Patienten umging. Zudem war er allgemein wegen seiner Trunksucht bekannt. Doch Mussler schien immer noch besser zu sein, als gar niemanden zu haben.

Auf Lisbeth konnten sich die Kohlers verlassen. Sicherlich wäre sie allzu gern zum Festzug gegangen. Einen Blick auf den leibhaftigen König werfen – das wäre auch für sie ungemein spannend gewesen. Aber Magdalena und Peter waren ihr wichtiger. Sie machte sich rasch auf den Weg. Das Stadtviertel schien wie ausgestorben. Schon nach wenigen Minuten stand Lisbeth vor Musslers Haus, das als einziges Steinhaus in der Gegend besonders auffiel. Die umstehenden Holzhäuser sahen teilweise recht mitgenommen aus. Auf den ersten Blick konnte jedermann die ärmlichen Verhältnisse, die in dem Viertel vorherrschten, erkennen. Die meisten Menschen, die hier wohnten, lebten mehr schlecht als recht von Gelegenheitsarbeiten. Doch waren sie auch froh über Mussler, dem auch seine Neigung zum Alkohol nachgesehen wurde. Die miserablen Wohnverhältnisse, die unzureichende Ernährung und mangelhafte Hygiene sorgten für einen hohen Krankenstand in dem Viertel. Der Armenarzt hatte in mancher Familie nicht nur einmal Schlimmeres verhindert. Väter

und Mütter waren ihm schon oft dankbar gewesen, wenn er ihre fiebernden und hustenden Kinder wieder gesund gemacht hatte.

Nach dem dritten energischen Klopfen wusste Lisbeth, dass sie kein Glück haben würde. Sie stampfte enttäuscht mit dem Fuß auf, klopfte noch einmal wütend mit der Faust gegen die Tür, resignierte dabei aber bereits und rannte kurz darauf wiederum zum Haus der Hebamme. Aber auch dieser neuerliche Versuch endete enttäuschend. Die Frau Barbara, wie die Hebamme von allen genannt wurde, war zwischenzeitlich nicht zurückgekehrt. Lisbeth musste erst eine Pause einlegen und verschnaufen. Sie hatte sich ziemlich verausgabt. Als sie wütend und deprimiert zugleich an der Leonhardskirche vorbei ging, bekreuzigte sie sich und flehte den Herrgott um Hilfe an. Beim Waisenhaus fing sie wieder zu rennen an. Doch als sie am äußeren Schlossplatz ankam, konnte sie wegen der vielen Menschen nur noch mühsam vorwärts gelangen. Inständig hoffte sie, die Hebamme durch bloßen Zufall anzutreffen. Die Menschenmassen drängten sich jedoch derart dicht, dass an ein Vorwärtskommen nicht mehr zu denken war. Lisbeth kämpfte sich noch eine Zeit lang tapfer durch die Reihen. Sie wurde dabei beschimpft, kaum jemand wollte ihr freiwillig Platz machen. Ein alter Mann, den sie angerempelt hatte, packte sie mit erstaunlicher Kraft an ihrem Oberarm und drückte ordentlich zu. Ihren schmerzenden Arm mit der anderen Hand haltend zog sich Lisbeth weinend zurück. Sie lief bald darauf die hintere Reihe entlang, bis sie fast die Königstraße erreichte. Doch weit und breit keine Frau Barbara! Plötzlich brach ein tosender Jubel aus. Die Menge klatschte, donnerte

Hochrufe. Hüte wurden in die Luft geworfen. Lachen und ein begeistertes Jauchzen – eine ungeheure Szene, wie sie Lisbeth noch nie erlebt hatte. Neugierig stellte sie sich auf die Zehenspitzen. Sie konnte aber trotzdem nicht sehen, was sich auf dem Schlossplatz abspielte. Die dicht gedrängten Reihen versperrten die Sicht. Sicherlich, ging es ihr durch den Kopf, ist der König erschienen und zeigt sich seinem Volk. Sie war etwas abgelenkt. Zu gern hätte sie auch den Monarchen sehen wollen.

Hoch zu Ross war der König tatsächlich mit seinen Prinzen zur Mitte des Schlossplatzes geritten. Seine Gemahlin zeigte sich derweil auf dem Hauptbalkon des Schlosses unter einem reich verzierten Baldachin. Der Festzug mit seinen vielen Musikabteilungen zog am König vorbei. Die Musikgruppen wollten sich offensichtlich gegenseitig übertreffen. Jedes Mal hob König Wilhelm grüßend seine Hand. Die Liederkränze aus dem ganzen Land stellten sich auf dem großen Platz auf. Sie sangen ihre Festlieder mit heller Begeisterung. Am Ende von jedem Lied wurde ein dreifaches Lebewohl ausgerufen, in das die Bevölkerung stürmisch einstimmte. Lisbeth war fasziniert. Allzu gern hätte sie selbst mitgejubelt. Sie liebte ihren König und konnte Peter nicht verstehen, der ab und an über die Fürsten mit ihrer Machtfülle abfällige Bemerkungen gemacht hatte. Lisbeth sah in ihrem König einen edlen Fürsten, der das Beste für seine Untertanen erreichen wollte. Die jubelnde Menge bestätigte sie in ihrer Überzeugung. Dann erinnerte sie sich aber wieder an ihren Auftrag. Sie ließ von ihren Träumen ab, verdrängte rasch die Gedanken an den König und machte sich wieder auf die Suche.

Peter Kohler legte zu dieser Zeit seiner Frau feuchte Tücher auf die Stirn. Die Wehen kamen in immer kürzeren Abständen. Die Fruchtblase war bereits geplatzt. Beide wurden sie deshalb immer aufgeregter. Magdalena hatte sich zwar in den zurückliegenden Wochen auf den Geburtsvorgang vorbereitet. Häufig hatte sie mit Frau Barbara und Frauen, die schon Kinder zur Welt gebracht hatten, gesprochen. Trotzdem bekam sie es wie ihr Mann nun mit der Angst zu tun. Sie empfand die Anwesenheit ihres Mannes zwar als Trost, doch beide wussten nicht so recht, welche Maßnahmen ergriffen werden sollten. Vorsorglich hatte Peter Wasser zum Kochen gebracht, einige saubere Tücher lagen neben dem brodelnden Kessel bereit. Aber auch er fühlte sich eher hilflos.

Magdalena stöhnte auf. Voller Sorge beugte sich ihr Mann über sie. Sie atmete heftig und hielt sich ihren Leib. Peter wollte ihr über den Bauch streicheln, doch seine Frau wies ihn ab. Die Schmerzen wurden stärker und als die Presswehen einsetzten fast unerträglich. Magdalena stützte sich instinktiv auf ihre Arme. Sie stieß selbst die Decke weg und lag nun mit angezogenen und gespreizten Beinen auf dem Bett.

»Das Kind kommt!«, keuchte sie. »Das Kind kommt, Peter. Hilf mir, hilf mir!«

Ihr Mann kniete jetzt vor dem Bett. Wiederholt stöhnte Magdalena auf. Mit geschlossenen Augen und angespanntem, verkrampftem Gesicht presste sie bei jeder neuerlichen Wehe.

»Hole Wasser und lege ein Tuch auf das Bett«, hörte Peter seine Frau undeutlich sagen. Er stürzte zu dem heißen Topf, verbrannte sich in seiner Hast die linke Hand

an dem Eisendeckel. Er tauchte das Tuch ins Wasser und ignorierte den Schmerz, den das siedende Wasser verursachte. Als er es ausgewrungen hatte, schob er das dampfende Tuch hastig und ungelenkt unter das Gesäß seiner Frau. Er zuckte unwillkürlich zurück, als er den Kopf des Kindes erstmals wahrnahm. Die Schädeldecke kam bei der nächsten Presswehe vollständig zum Vorschein. Peter Kohlers Gedanken rasten nun wie wild, seine Ängste wechselten sich mit einer noch nie empfundenen Freude ab. Völlig konfus registrierte er die schwarzen Haare. Wieder stöhnte Magdalena auf. Der Kopf schob sich weiter vor.

»Hilf mir! Hilf mir!«, murmelte sie schweißgebadet. Peter hielt seine zitternden Hände ausgestreckt. Es war eher eine hilflose Geste. Er wusste nicht, ob sein Handeln richtig oder falsch war. Völlig überwältigt riss er die Augen auf, als mit der nächsten Wehe der Kopf bis zur Hälfte hervortrat. Magdalena schrie dabei auf. In diesem Augenblick wurde die Türe aufgestoßen.

3

Lisbeth war zutiefst betrübt gewesen. Sie hatte die Hoffnung bereits aufgegeben. Um sie herum lachten und strahlten die Menschen. Kein bekanntes Gesicht! Kein Dr. Mussler! Keine Frau Barbara! Sie fühlte sich vollkommen verlassen, einsam und allein. Enttäuscht hatte sie die Suche nach Frau Barbara aufgegeben. Sie wollte wenigstens den Kohlers helfen, auch wenn sie keinerlei Erfahrung mit Geburten besaß. Nachdem sie über die Eberhardstraße zurückgegangen war, kam sie schneller voran. Die Menschen stan-

den nicht mehr so gedrängt, und ohne große Behinderung gelangte sie bis zum Leonhardsplatz. Da erkannte sie Frau Barbara. Die Hebamme schien auf dem Weg zu ihrer Wohnung zu sein. Sie war geradezu festlich gekleidet und sah in ihrem Gewand ganz ungewöhnlich aus.

»Frau Barbara! Frau Barbara!«, rief Lisbeth lauter als es an und für sich notwendig gewesen wäre. Verwundert drehte sich die Hebamme um. Sie sah Lisbeth auf sich zurennen und wusste augenblicklich, worum es ging.

4

»Oh, herrje!«, rief Frau Barbara händeklatschend. Sie schob Peter unsanft beiseite.

»Den Topf mit dem heißen Wasser, sofort!«, befahl sie ihm. Sie gab Lisbeth ebenfalls knappe Befehle. Peter, ziemlich durcheinander und außerordentlich gerührt, erledigte alle ihm auferlegten Aufgaben. Er wollte es unbedingt richtig machen. So bemerkte er zunächst gar nicht, dass seine Magdalena wieder ruhiger atmete. Als er den Schrei hörte, geriet er ganz aus dem Häuschen. Es war ein kurzer, hell klingender Schrei, der in ein kräftiges Weinen überging. Er stellte sich neben Frau Barbara, die mit geschickten Händen die Nabelschnur durchtrennte. Peter musste mit den Tränen kämpfen. Er sah auf seinen Sohn, der klebrig und blutverschmiert von Frau Barbara hochgehalten wurde. Als sie ihm seinen Sohn entgegenstreckte und er erstmals den kleinen Wurm in seinen Händen hielt, weinte er vor Glück.

Eine halbe Stunde später lag das Baby eingewickelt in ein weißes Leinentuch neben Magdalena im Bett des Keller- raumes, der als Schlafzimmer diente. Das Kind schlief und machte einen ausgesprochen zufriedenen Eindruck. Mit Stolz und unglaublicher Freude betrachtete Peter abwech- selnd seine Frau und seinen Sohn. Er sollte Bruno hei- ßen. Für diesen Namen hatten sie sich schon lange vor der Geburt entschieden.

5

Als der erste Geburtstag von Bruno gefeiert wurde, war der Händler und Fuhrunternehmer Ernst Schnitzler wie- der einmal großzügig zu Peter Kohler gewesen. Er durfte früher mit der Arbeit Schluss machen. So konnte er noch vor Sonnenuntergang zu Hause bei Magdalena und sei- nem Sohn sein. Der Arbeitstag war allerdings nicht beson- ders gut für ihn verlaufen. Zusammen mit dem Tagelöh- ner Lukas Blaschke hatte er Kohlen in Stuttgarts Tübinger Vorstadt ausgeliefert. Diese Vorstadt war ursprünglich für diejenigen Handwerker geplant worden, deren Arbeit der- art Geruchsbelästigungen verursachte, dass sie in anderen Stadtteilen nicht mehr geduldet wurden. Insbesondere die Gerber hatten sich deshalb hier niedergelassen, weshalb man auch vom Gerberviertel sprach. Der geruchsemp- findliche Schnitzler schimpfte dann auch ständig über die schlechte Luft. Tatsächlich stank es in manchen Straßen- zügen ekelhaft, doch davon ließ sich Peter nicht seine gute Laune verderben. Er freute sich über den Geburtstag sei- nes Sohnes. Kaum konnte er seinen Stolz über den Jun-

gen verbergen. Bruno hatte sich prächtig entwickelt. Im Gegensatz zu den anderen Kindern trotzte er den Krankheiten, und nur einmal im vergangenen Februar mussten sie den Armenarzt kommen lassen. Der Doktor hatte auf der Stelle entschieden, dass der Junge auf keinen Fall mehr im Kellerraum schlafen durfte. Fortan benutzten die Kohlers die »gute Stube« im Erdgeschoss als ständigen Wohn- und Schlafräum. Die Rechnung des Arztes hatte Schnitzler bezahlt. Auch ihm war der Sohn seines Arbeiters längstens ans Herz gewachsen.

Seit dem vergangenen Jahr gingen Schnitzlers Geschäfte ungemein gut. Mehr und mehr verbreitete sich die Verwendung von Steinkohle für die Zimmerbeheizung in Stuttgart. Wegen der vielen Arbeit beschäftigte Schnitzler ständig irgendwelche Tagelöhner, die häufig nur zwei oder drei Tage mit anpackten, um dann ihren Lohn möglichst rasch in den verschiedenen Kneipen durchzubringen. Auch heute half wieder ein Tagelöhner aus. Zwar mochte Schnitzler Lukas Blaschke nicht besonders wegen dessen Unzuverlässigkeit. Da aber in dieser Woche niemand anderes als Aushilfe gefunden werden konnte, wurde Blaschke notgedrungen beschäftigt. Er war ein ziemlich grober, unsauberer und streitsüchtiger Mensch, doch kräftig gebaut und daher – soweit er willig war – für die schwere Arbeit mit den Kohlsäcken gut zu gebrauchen.

Trotz des strengen Geruchs gefiel Peter die Tübinger Vorstadt. Im Vergleich zum Viertel, in dem seine Wohnung lag, waren die Fortschritte unübersehbar. Alle aus Stein gebauten Häuser, zum Teil drei Stockwerke hoch, machten einen vornehmen Eindruck. So auch das Haus des Kommerzien-

rats Ostertag, dem in der Paulinenstraße ein großes Mittelgebäude gehörte, das links und rechts ein Einfahrtstor und ein kleines Nebengebäude besaß. Peter dachte über die im Vergleich zu seiner Wohngegend großzügig angelegten Straßen und Trottoirs nach, als im Hauseingang des Kommerzienrats ein wüstes Schimpfen ausbrach. Gleich darauf kam Blaschke aus der Haustür gelaufen. Ihm folgte ein Hausdiener, der mächtig fluchte.

»Sauerei! Verdammte Sauerei! Du Tagedieb hast alles schmutzig gemacht.« Blaschke stand jetzt verlegen neben Schnitzler, der vom Diener gleich als Chef erkannt wurde. Er kam auf ihn zu, wies auf Blaschke und schimpfte heftig weiter.

»Er hat einen ganzen Kohlensack fallen lassen. Stolpert einfach über eine Stufe im Hauseingang, obwohl ich ihn noch darauf aufmerksam gemacht habe! Schauen Sie sich einmal die Schweinerei an.« Schnitzler musterte erst Blaschke, dann blickte er zu dem Hausdiener.

»Wir bringen das in Ordnung.«

»Der Dreck ist nicht einfach wegzuwischen. Da wird was los sein, wenn erst der Herr Kommerzienrat heimkommt«, antwortete der Diener unversöhnlich. Blaschke wollte etwas sagen, doch Schnitzler hielt ihn mit einer Handbewegung zurück.

»Schau es dir an«, forderte er zunächst Peter auf, worauf er selbst ebenfalls zum Hauseingang ging. Kohlen und Kohlenstaub lagen im ganzen Eingangsbereich verstreut. Bei jedem Schritt musste man achtgeben, damit der Boden nicht noch mehr verschmutzt wurde.

»Idiot«, knurrte er Blaschke an, der vorsichtig zur Haustür hereinkam. Dieser zuckte nur mit den Achseln, was Schnitzler mächtig in Wut versetzte.

»Los, los! Mach voran. Hole den Besen und bringe das hier sofort in Ordnung.« Peter war derweilen bereits mit dem Einsammeln der größeren Kohlenstücke beschäftigt. Ein Dienstmädchen war auch schon mit einem Wassereimer und Putzlappen aufgetaucht.

»Mann, Blaschke. Da hast du dir etwas geleistet. Das kostet uns mindestens zwei Stunden Arbeit.« Blaschke blickte böse, er machte keine Anstalten mitzuhelfen.

»Blaschke! Fange mit dem Putzen an. Steh doch nicht bloß blöde herum«, maulte Schnitzler, der bereits selbst Kohlenstücke wegräumte. Widerwillig griff Blaschke nach einem Kohlensack. Der Hausdiener musterte ihn abschätzig und meinte dann, Schnitzler zugewandt: »Da haben Sie sich einen schönen Lumpen aufgeladen. So einen würde ich gleich wieder zum Teufel jagen.«

Blaschke hielt inne, ging dann zwei, drei Schritte auf den Diener zu und warf ihm den Kohlensack vor die Füße. Die makellose Kleidung wies augenblicklich Rußflecke auf. Einen Moment lang stand dem Diener vor Überraschung der Mund offen. Schnitzler packte Blaschke am Hemd und zerterte ihn nach draußen.

»Bist du völlig übergeschnappt?« Doch Blaschke ließ sich nicht beeindrucken. Er wollte Schnitzler wegstoßen, worauf dieser zornig an Blaschkes abgewetztem Hemd zerterte, das sogleich einriss. Blaschke wehrte sich dagegen. Gerade wollte er zu einem Schlag ausholen, da ging Peter dazwischen. Er schnappte ihn an beiden Armen und zog ihn zurück.

»Du Lump, du kannst gehen. Mit dir will ich nichts mehr zu schaffen haben. Lass dich nicht mehr bei mir blicken.« Schnitzler geriet ziemlich außer sich.

»Ich bekomme noch Lohn«, erwiderte Blaschke frech.

»Was? Lohn? Du hast dir doch nichts verdient. Ärger haben wir wegen dir. Scherereien, die uns zusätzliche Arbeit bereiten. Verschwinde! Ich sage es dir nicht noch einmal.«

Blaschke wollte nicht klein begeben: »Ich habe den ganzen Morgen gearbeitet. Dafür steht mir Lohn zu.«

Peter stand bei Schnitzler und wollte ihn beruhigen. »Geben Sie ihm drei, vier Kreuzer«, versuchte er auf seinen Chef einzuwirken. Doch Schnitzler ließ sich nicht umstimmen.

»Er soll verschwinden. Von mir bekommt er nichts.« Peter wusste, dass es im Moment zwecklos war. Er sagte zu Blaschke: »Schau zu, dass du uns heute nicht mehr unter die Augen kommst. In ein paar Tagen sehen wir weiter. Dann melde dich, und wir werden sehen, was sich machen lässt.«

Blaschke schüttelte leicht den Kopf. Er dachte gleichzeitig an die Drohung Schnitzlers, der die Polizei einschalten wollte. Das durfte er nicht unterschätzen. Hatte er doch in letzter Zeit wegen zweier Schlägereien Ärger mit der Polizei gehabt. Also trat er den Rückzug an. Nach wenigen Schritten drehte er sich aber noch einmal um und drohte Schnitzler mit geballter Faust. Der Fuhrunternehmer wollte schon auf ihn losgehen, doch Peter hielt ihn zurück.

»Lassen Sie den Kerl doch ziehen«, meldete sich da der Hausdiener ebenfalls zu Wort. »Und überlegen Sie sich beim nächsten Mal, wen Sie für sich arbeiten lassen. Vor so einem Lumpenpack ist man sich ja nicht einmal seines Lebens sicher.« Und nach einer kurzen Pause rief er Blaschke nach: »Einsperren sollte man so einen wie dich! Einsperren wäre genau das Richtige!«

Blaschke verschwand hinter der nächsten Straßenecke. Schnitzler beruhigte sich derweil langsam. Zusammen mit Peter und dem Dienstmädchen machte er den Hausflur sauber. Erst eine Stunde später konnten sie die Reinigung beenden.

»Du hilfst mir noch zwei Stunden. Dann gehst du aber zu deiner Familie«, erklärte Schnitzler Peter, nachdem sie sich wieder auf den Weg gemacht hatten.

Als sich Peter nach dieser Zeit auf den Heimweg begab, dachte er schon nicht mehr an Blaschke. Ihm ging der Geburtstag seines Sohnes durch den Kopf und immer wieder sein Chef. Mit Schnitzler hatte er wirklich Glück. Ein feiner Mensch, der Sinn für Kinder und Familie besaß. Zwanzig Jahre war er glücklich verheiratet gewesen. Einmal hatte er Peter in einer besonders vertraulichen Situation erzählt, wie gern er selbst eigene Kinder gehabt hätte. »Es hat eben nicht sein sollen«, hörte ihn Peter heute noch sagen. Nur zu gut erinnerte er sich an die Traurigkeit, die in seiner belegten Stimme zum Ausdruck kam. Für Schnitzler war dann eine Welt zusammengebrochen, als seine Frau Emma überraschend verstarb. Die robuste Frau, der nie etwas Ernsthaftes gefehlt hatte, war im Winter auf einem vereisten Weg ausgerutscht. Sie hatte sich dabei den Hinterkopf angeschlagen, konnte aber doch wieder aufstehen und nach Hause zurückkehren. Bald klagte sie aber über Übelkeit. Sehstörungen kamen hinzu, dann sogar Lähmungserscheinungen in den Armen und Beinen. Der herbeigerufene Arzt konnte außer einer kleinen Beule am Kopf nichts feststellen. Er verordnete einfach ein paar Tage strenge Bettruhe. In der folgenden Nacht musste sich Schnitzlers Frau mehrfach übergeben. Die Lähmungen traten wieder